

Zeitschrift: Neujahrsblatt / hrsg. von der Naturforschenden Gesellschaft Schaffhausen auf das Jahr ...
Herausgeber: Naturforschende Gesellschaft Schaffhausen
Band: 6 (1954)

Artikel: Schaffhauser Volksbotanik [Fortsetzung]
Autor: Kummer, Georg
Kapitel: 3: Gespinstpflanzen
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-584773>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

III. Gespinstpflanzen

Hanf und Flachs (*Cannabis sativa* und *Linum usitatissimum*)

Diese 2 Kulturpflanzen werden seit uralten Zeiten angebaut. In Aegypten läßt sich die Flachskultur bis ins 4. Jahrtausend v. Chr. zurückverfolgen, die Hanfkultur bis ins 16. Jahrhundert v. Ch. Nach Bertsch¹ gehört der Flachs, wie der Emmer und die Gerste, zu den ältesten Kulturgewächsen. In den schweizerischen Pfahlbauten erscheint der Flachs im Spätneolithikum. Vom Mittelmeergebiet wurde er nach Mitteleuropa gebracht. Der Flachs (Lein), dessen Heimat nicht sicher bekannt ist, gedeiht ebensogut in der heißen Zone wie in Nordeuropa und in hohen Gebirgsgegenden. Der Hanf ist mit den Nesselgewächsen verwandt. Er ist ein Geschenk des Ostens. Eine Wildpflanze, die sich vom Kulturhanf nur wenig unterscheidet, findet sich in Südrußland und vom kaspischen Meer bis Indien. Der größte Hanferzeuger ist Rußland. Er liebt einen etwas feuchten Boden und darf wegen der Frühjahrsfröste nicht zu früh gesät werden.

Die Bezeichnung Flachs (ahd. flahs) ist bei uns allgemein gebräuchlich. Das Wort Lein wird für die Benennung der Pflanze nicht gebraucht, findet sich aber in «Linigs» für Leinwand, Lillache für Leintuch und Liinöl für Leinöl.

Der Hanf (ahd. hanaf, mhd. hanef) wird meist Haaf (das a z. T. nasal gesprochen), oder Haarf (Hemmenth.), Haafft (Bering., Löhning.) genannt. Die Rüdlinger reden von Hauuff und haben darum ein Hauuff-Feld, Soomehauuff, Hauuffagle.

Der Hanf ist in der Regel zweihäusig, d. h. es gibt Pflanzen, welche nur Samenanlagen in den Blüten besitzen und andere, die nur Staubblätter tragen. Vereinzelt kommen aber auch einhäusige Pflanzen vor, solche mit männlichen und weiblichen Blüten, allerdings von einander getrennt, wie z. B. beim Nußbaum oder Haselstrauch. Der männliche Hanf ist kürzer und zärter und gibt das feinere Tuch. Der weibliche Hanf hingegen ist höher und robuster und liefert das gröbere Tuch. Interessanterweise hat nun zu einer Zeit, als die Sexualität der Pflanzen noch nicht bekannt war, in der Benennung beider Formen eine Verschiebung stattgefunden. Der Samenhanf wird als Mäschel, Mäschel (von masculus = männlich) und der Staubblätterhanf als Fümmel, Fimmel, Fiimel, Feemel (femella = weiblich) bezeichnet. Es war eben, wie z. B. im Kräuterbuch von L. Fuchs ersichtlich ist, üblich, kräftigere Pflanzen als männliche und zärtere als weibliche zu betrachten. Weil der männliche Hanf früher geerntet werden muß als der weibliche, versucht man gegenwärtig einhäusigen Hanf zu züchten, damit der Arbeitsgang auf einmal stattfinden kann.

Hanf und Flachs enthalten im Stengel Bastfasern, welche durch geeignete Be-

¹ Bertsch, Karl u. Franz: Geschichte unserer Kulturpflanzen, Stuttgart 1947, p. 201

handlung frei gemacht und hernach zu Leinwand verarbeitet werden können. Weil die Flachskultur (Leinkultur) älter ist, so erhielten in der Folgezeit beide Gewebe den gleichen Namen, nämlich Leinwand. Die Bäuerinnen allerdings, welche Flachs und Hanf pflanzten, unterschieden zwischen dem flächsenen — dem eigentlichen linigen — und dem Tuch vom Hanf, das als Riischtis, Zwilchis bezeichnet wurde.

Flachs und Hanf liefern öltreiche Samen. Die Oberhaut des Flachssamens enthält viel Schleim, das Innere aber ein fettes Oel. Das Leinöl findet in der Technik vielfache Verwendung. Der Flachssamen (Flachssooome) ist seit alter Zeit auch ein Allheilmittel. Er wird gesotten, in Säcklein heiß abgefüllt (Flachsseckli) und auf Eißn und andere eiternde Geschwüre gelegt. Flachssamenwasser trinkt man bei Magenbeschwerden. Man füllt ein Glas zur Hälfte mit Flachssamen, gießt Wasser dazu, läßt es einige Zeit stehen, und trinkt dann die schleimige Masse. Frisch geborenen Kälbern, die schwach sind, wird oft als Nahrung ein Flachsabsud (Flachswasser) eingegeben. Flachsschleim wird auch den Kühen verabreicht, wenn die Nachgeburd nicht lösen will (wenn si sich nid versüübere wend).

Aus dem Hanfsamen wurde einst ein Brennöl gewonnen, das in Ampeln zur Beleuchtung Verwendung fand. Später folgte das Oel für Ampeln und Lampen vom Lewat (Raps), bis dann auch dieses vom Steinöl (Petrol) abgelöst wurde. Als Speiseöl war Hanfsamenöl nicht geschätzt. Mit Hanfsamen gefütterte Hühner sollen viele Eier legen, aber rasch ihre Kräfte erschöpfen. Hanfsamen reize auch zu Buhlsucht. Daß die Singvögel den Hanfsamen lieben und sich im Hanffeld wohl fühlen, sagt die Redensart: Singe wie d'Vögel im Haafsoome.

Der Hanf besitzt einen scharfen Geruch. Die Blätter gewisser Sorten in den Tropen enthalten ein narkotisch wirkendes Harz, welches als Haschisch in Indien und China als Berausungsmittel Verwendung findet. Der beim Ausklopfen des Samenhanfs entstehende Staub wirkt unangenehm und reizt zum Husten.

Heute wird im Kanton Schaffhausen Hanf gar nicht mehr und Flachs selten angebaut. Vor 60 Jahren hingegen, zur Zeit unserer Großmütter, pflanzte noch jede Bäuerin ihren «Plätz» Hanf und Flachs. Nach der Schaffhauser Agrarstatistik vom Jahre 1884 waren 5370 Aren mit Hanf und 1416 Aren mit Flachs bestellt. Um die Jahrhundertwende wurde es anders, wie um jene Zeit ja auch die Kultur der Weinrebe gewaltig zurückging. Als dann in den Kriegsjahren 1914—1918 und 1939—1945 die Einfuhr von Geweben sehr gehemmt war, erinnerte man sich wieder der früheren Hanf- und Flachskultur. Die Anbau-statistik 1917 verzeichnet 177 Flachspflanzer mit 152 Aren Anbaufläche, vor allem in den Gemeinden Beggingen, Schleithelm, Oberhallau, Gächlingen und Neunkirch. Während des 2. Weltkrieges wurde die einheimische Leinenproduktion etwas gesteigert. Nach der Publikation: «Die Schweizerische Kriegswirtschaft 1939/45» stieg der Anbau von Flachs in der Schweiz von 20 ha auf rund 400 ha, und so mochte die einheimische Leinenproduktion rund 1⁰/₁₀ des

Landesbedarfes decken. Im Hinblick auf den Anbau der noch wichtigeren Lebens- und Futtermittel konnte aber eine weitere Steigerung nicht verantwortet werden. Im Kanton Schaffhausen waren es 1940: 29 Ar. 1941: 167 Ar, 1942: 356 Ar, 1943: 589 Ar, 1944: 456 Ar, 1945: 429 Ar und 1946: 226 Ar.

Die Hanfkultur blieb minim: 1917 im Kanton 3,3 Ar, 1944: 90 Ar.

In den badischen Grenzdörfern hielt die Selbstversorgung mit Gespinstpflanzen länger an als bei uns, doch heute hat sie daselbst auch beinahe ganz aufgehört.

Die Verarbeitung von Hanf und Flachs

Aus der Zeit, da die Selbstversorgung mit Kleiderstoffen und Leinenzeug eine wichtige Obliegenheit der Hausfrauen, eine Hausindustrie von großem Belange war, liegen über die Verarbeitung von Hanf und Flachs Berichte vor, die in ihrer Gesamtheit ein lebendiges Bild entwerfen. Vor allem sind zu nennen: Anton Pletscher in Schleithelm, Bertha Hallauer in Wilchingen, Hans Huber und E. Stoll-Schöttli in Osterfingen, Wilhelm Wildberger in Neunkirch und Eugen Müller in Schaffhausen. Aus dem badischen Grenzgebiet wäre Eduard Ege in Zimmerholz zu erwähnen. Die Begginger Lehrerin Elsa Stamm schickte dem Verfasser einen lebendigen Bericht. Der Verfasser selbst kann sich noch recht gut an die Zeit erinnern, da Mutter und Großmutter am Spinnrad gesessen sind und aus dem Webgaden unseres Nachbars Johannes Bernath das eintönige Geklapper des Webstuhls herüber tönte. Mit künstlerischer Meisterschaft hat endlich Albert Bächtold erzählt, was einst war².

² Pletscher, Anton, Lehrer in Schleithelm (1827—1916): Sitten und Gebräuche und ländliches Leben im Dorfe Schleithelm am Randen, Kanton Schaffhausen, im vorigen Jahrhundert. Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung. Lindau 1908. Hallauer, Bertha (Bertha Gysel-Hallauer, 1863—1939): Das Landleben von einst. Schaffhauser Intelligenzblatt vom 12. und 13. Juni 1928.

Huber, Hans, Pfarrer in Osterfingen (1866—1947): Osterfinger Heimatbuch für Jugend und Volk. Heft 3 der Beiträge zur Heimatforschung der kant. Lehrerkonferenz Schaffhausen, 1926, Seite 15—17.

Stoll-Schöttli, E., alt Schmied, geb. 1877: Vom Spinnen und Weben in Osterfingen. Schaffhauser Nachrichten, 15. April 1950.

Wildberger, Wilhelm, Lehrer in Neunkirch (1847—1919): Geschichte der Stadt Neunkirch, 1917.

Müller, Eugen, Dr., Redaktor des Schaffhauser Tagblattes (1858—1928): Jugenderinnerungen. Schaffhauser Tagblatt vom 22. Januar 1929.

Ege, Eduard: Geschichte eines Hegaudorfes (Zimmerholz), Konstanz 1928.

Stamm, Elsa, Lehrerin in Beggingen (Frau Elsa Storrer-Stamm, gest. 1945): Schriftlicher Bericht vom 23. Juni 1925.

Bächtold, Albert: De Hannili Peter, 1940.

Der Anbau

Zur Zeit der Dreifelderwirtschaft wurden beide Gewächse in den sogenannten Pünten (Bünten) angepflanzt. Das waren kleinere eingefriedigte Grundstücke in der Nähe des Dorfes (Ifang, Bifang), welche man dem Flurzwang entzogen hatte. Das Wort Pünt (Bünt) stammt vom ahd. biunde, biunte, was eingefriedigtes Land bedeutet. In Flurnamen ist es erhalten geblieben, so z. B.: I Büüte (Thay.), Haafpünt (Bargen), Spinnpünt (Bering.), Ootenpünt (Gächl.), Bachpünt, Kelhofpünt, mittleri Pünt (Büsing). Auch die Bezeichnung Hanfgarten (Haffgarte) war gebräuchlich, so in Thayngen, Bargen. In der Thaynger Flurordnung von 1438 heißt es: «Wer der ist, der by uns gesessen ist oder wohnhafft und siner veldes ainen halben Fierling hat an sinem wingarten oder an sinem hanfgarten und zu ainer troffen hofstatt, das mag ain yeglicher innhaben in garten wise, doch das er mit bömen zwingen soll.» (Koch, Flurnamen, p. 20/21). — Anbauflächen für Flachs nannte man auch «Flachsplätz». Hanf und Flachs erfordern einen guten, etwas feuchten Boden. Er muß im Herbst gedüngt und karsttief gehackt, auch vom Unkraut gut gesäubert sein. Die Aussaat des Flachses erfolgte Ende April, die des Hanfes anfangs Mai. Der Hanf wird ziemlich dicht gesät. Redensart: «Da isch so tick gsäit wie de Hauff (Rüdl.).»

Ernte

Herrlich ist ein blühendes Flachsfeld anzusehen. Bertha Hallauer sagte, es sei einst gewesen, als wäre ein Stück Himmelsblau zur Erde gefallen. Ja, noch fast durchsichtiger und zarter als Himmelbläue seien die kleinen feinen, vom Sommerwind leise bewegten Blüten! Waren dann die runden, kapseligen Früchte reif, so wurde der Flachs gezogen, in Bündel gebunden, und an trockenen Orten, in der Regel unter Vordächern, zum Trocknen aufgehängt. Dann entfernte man an einer Hechel die Samenkapseln (riffeln), worauf das Roofzen (Rösten) des Flachses nachfolgte. Man hat da und dort den Hanf auch leicht gedroschen oder von Hand «gerupft».

Recht wenig auffällig sind hingegen die Blüten des Hanfes. Ende Juli, oder anfangs August, wenn der männliche Hanf verblüht hatte, begann man ihn zu «lüüchen». Es wurden kleine Weglein ins Feld getreten und von dort aus die erreichbaren männlichen Pflanzen ausgezogen. Zu kleinen Bündeln vereinigt, schichtete man sie am Rande des Feldes auf. Die zurückbleibenden weiblichen Pflanzen bekamen nun mehr Luft und Licht. Ende August oder anfangs September, wenn die Samen reif geworden, folgte die Ernte des Samenhanfes nach. Man stellte die Hanfbündel zusammen wie heutzutage die Getreidepuppen, damit der Same recht trockne. Dann wurde er gleich auf dem Felde in alte Salzfässer ausgeklopft. Zu Hause reinigte man den Samen in Wannen; daher der Ausdruck «gwannet» (Osterfingen). Beim Hanflüüchen unterschied man in Beggingen 3 Längen. Zuerst wurden die längsten Pflanzen gezogen, dann

die mittleren und zuletzt kam der sogenannte «Fausel» an die Reihe. Aus dem «Güsel» machte man eine «Hoppete». Kreuzweise, wie bei einem Zopf, wurden die Bündel darauf gelegt, und wenn der Hanf trocken war, so klopfte man ihn aus.

Bertha Hallauer erzählt den Vorgang in poetischer Weise: In hellen Sommer Nächten wurden (in Wilchingen) von den Burschen, begleitet von einer fröhlichen Mädchenschar, einige leere Salzfüßer, die oben offen waren, ins Feld hinaus gerollt und längs des Ackers aufgestellt. Und nun begann ein munteres, geschäftiges Treiben. Die jungen Mädchen zogen unter Lachen und Scherzen die Hanfstengel aus der Erde und banden sie zu kleinen Büscheln zusammen, die sie in Reihen hinter sich legten. Wenn eine Anzahl solcher Büschel bereit war, so begann die Arbeit der Burschen. Sie nahmen einige davon zusammen, faßten diese am Wurzelende und schlugen und klopften die Samenköpfe so kräftig im Faß herum, bis sie ganz entleert waren. Es dauerte immerhin einige Nachtstunden, bis ein mittleres Hanffeld abgeerntet war. Dann rollten unter Lärmen und Gelächter und dem Gesang ihrer Begleiterinnen die halbvollen Fässer ins Dorf zurück, und niemand nahm Anstoß an der nächtlichen Ruhestörung, da die Belustigung ja sozusagen aus einer Arbeit hervorgegangen war. «Sie kommen eben vom Hanfklopfen», dachten die vom Schlaf aufgeschreckten Dorfbewohner, wenn das Jauchzen und Lärmen kein Ende nehmen wollte. Das wiederholte sich mehrere Nächte hindurch, bis in weitem Umkreis kein Hanffeld mehr zu sehen war, und vorher freuten sich die jungen Leute drauf, denn beim Zureichen der Bündel und im wechselnden Schein des Mondes gab es manche Gelegenheit, wo sich zwei warme Hände finden konnten. In Rüdlingen nannte man das Ausklopfen des «Soomehauffes» uuspoppeler, was entweder gleich auf dem Felde oder abends in der Scheune beim Schein der Laterne vollzogen wurde.

Der Röstprozeß (das Rooßen)

Das Wort rooßen bedeutet verrotten, in Fäulnis übergehen. Durch das Rooßen sollen die Bastfasern, welche in der Stengelrinde des Hanfes und des Flachses enthalten sind, vom übrigen Gewebe gelöst werden. Diese Lösung kann auf biologischem Wege durch Bakterien und Pilze oder aber auch auf chemischem Wege erfolgen. Die interzelluläre Substanz wird durch den Röstprozeß zersetzt. Wie Friedrich Tobler³ ausführt, ist die Röste der bedeutungsvollste Teil der Aufrüstung von Flachs und Hanf. Bei uns kam früher entweder die Tauröste oder die Kaltwasserröste in Gruben (Rooßen) in Betracht. Für den zarten Flachs wurde vor allem die Tauröste verwendet, d. h. der geerntete Flachs wurde nach dem Riffeln auf dem Rasen ausgebreitet, wo abwechselnd der nächtliche Tau und tagsüber die Sonne ihn trafen, so daß im Stengel allmählich eine Lockerung ein-

³ Tobler, F.: Stand des Flachses- und Hanfanbaues in der Schweiz, Manuskript, Bern 1950.

trat. Der Prozeß mußte immer im Gange bleiben, die Stengel durften nie ganz trocken werden. Herrschte große Trockenheit, so wurden sie befeuchtet. Die Büschel sind auch oftmals gekehrt worden. In 10—20 Tagen war diese Tauröste vollendet. Die Beendigung des Prozesses war daran zu erkennen, daß die Fasern sich beim Knicken des Stengels deutlich in Streifen oder Bündeln zeigten. Das Rooßen des Hanfes in Gruben war sicherer und erforderte weniger Erfahrung als die Tauröste. Wurde Hanf oder Flachs schlecht gerooßt, so bekam das Tuch später dunkle Flecken. Man sagte dann: «Es isch karfanglig worde» (Bargen, Löhning.); karfanglig gehört zu lat. carbunculus (kleine Kohle, schwarzer Fleck).

Anton Pletscher verdanken wir eine genaue Schilderung einer solchen Rooße: Die Rooßen waren ausgehobene, beinahe mannstiefe Wassergruben, welche mit Balkenwerk eingefast und in einer oder zwei Reihen angelegt waren, so daß sie von einer Wasserleitung alle gefüllt werden konnten. Das Balkenwerk der Rooßhölzer richtete der Zimmermann aus Föhrenholz zu. Bestand die Anlage aus zwei Reihen von Rooßen, so diente das mittlere Rooßholz beiden Reihen. Die Rooßhölzer der einen Seite enthielten Einschnitte zum Durchlassen der Rooß-Stangen. Die ganze, einem Teiche ähnliche Anlage war in «Glegge» eingeteilt. Sie konnte 20—30 Glegge enthalten, die in den Familien erblich und sogar im Teilblanken aufgeführt waren. Bei Neuanlagen mußte man sein «Glegg» kaufen. Dieselben waren einige Fuß voneinander entfernt. Den Hanf ins Wasser zu legen, den Fimel im Sommer, den Mäschen im Herbst, war ein zweimaliger unliebsamer «Joor-Cheer», bei dem man einander behülflich war. Die Mutter warf mit geübter Hand die Hanfbündel so ins Wasser, daß sie in gleicher Lage mit den Rooßhölzern einen Haufen bildeten, welchen man mittelst zweier Rooß-Stangen durch die erwähnten Einschnitte ins Wasser drückte, daß er davon bedeckt war. Ein Wiesbaum, mit dem man auf ein quer über die Rooß-Stangen gelegtes, starkes Scheit drückte, wirkte als Hebel, als Bolzgewicht, und erleichterte die Arbeit. An manchen Orten wurde der Hanf auch mit Brettern bedeckt und mit Steinen beschwert, damit er immer im Wasser lag. Im warmen Wasser des Sommers war der Hanf schon in 10 Tagen, im kälteren Wasser des Herbstes erst in 20 Tagen rooß. Das Herausnehmen der schmierigen, vom Fäulnisprozeß übel riechenden Bündel und das Waschen derselben war ein unangenehmes Geschäft. Hernach wurde der Hanf zusammengestellt und getrocknet.

Heutzutage sind im Kanton Schaffhausen so ziemlich alle Rooßen aufgefüllt worden. Wo noch solche Erinnerungen an die frühere Hanfkultur vorhanden waren, wurden sie bei den Meliorationen beseitigt. Besonders reute mich die schöne Rooße unweit der Linde beim Eingang ins Hardtal Osterfingen. In Wilchingen gab es Rooßen beim Bettenweiher, vor dem Staagli, in krummen Landen und im Aspibuck. In Schleithelm befanden sich Rooßen bei der Bachmühle, bei der Ziegelhütte, auf beiden Bachufern oberhalb des Armenhauses und beim Salzbrunnen. Nach Paul Gasser unternahm daselbst der Gemeinderat

im März 1910 die Initiative, die gänzlich verwahrlosten Roofen für die Gemeinde zu erwerben. Die Eigentümer traten ihre Ansprüche um 4 Franken per Glegg ab. In Thayngen gab es um 1900 herum Roofen in der Wixlen, in Büüten, bei der mittleren Mühle, im Speck. In Rüdlingen roofete man im Rhein und in Andelfingen in der Thur. Flurnamen, welche an frühere Roofen erinnern, gibt es noch zahlreiche, so: Roofegrabe (Ramsen), Roofgarte (Hemmenth.), Roofquelle (Sibl.), im Rööfli (Hallau), zu Roofen (Buchb.) usw.

Das Brechen (Rätschen)

Im Spätjahr, wenn Hanf und Flachs klipperdürr waren, erfolgte das Brechen oder Rätschen. An sonnigen Tagen hörte man den harten Ton der Brechen. Sie dienten dazu, die holzigen Bestandteile der Stengel vom Bast zu entfernen. Eine Breche war ein etwas massives hölzernes Werkzeug, vom Wagner angefertigt. Auf einem Bock mit 4 Füßen waren 4 Buchenholzleisten angebracht, mit der scharfen Kante nach oben. In die Oeffnungen paßten 3 Leisten, die von oben mit kräftiger Hand auf das dazwischengeschobene Hanf- oder Flachsbüschel geschlagen wurden. In der linken Hand hielt die Frau das Büschel, mit der rechten regierte sie den oberen, beweglichen Teil der riesigen Schere. Die zerknitterten Holzteile, «Agle» genannt, wurden weggeschüttelt. Bei diesem nicht gerade leichten Geschäft riefen benachbarte Frauen einander dies und das, jenes und mehreres zu, weshalb in alemannischen Landen das Wort «rätschen» entstanden ist, was soviel wie plauschen bedeutet. Eine Frau, welche über andere immer etwas Nachteiliges zu berichten weiß, «ischt e rähti Rätsche». Ursprünglich war aber «rätschen», wie «pätschen» ein reines Schallwort (Idi. VI, 1847ff.). Von dem geht die Bedeutung von Hanf brechen und schwatzen aus.

Aus Zimmerholz bei Engen im Hegau berichtet Ege, daß dort das Brechen bei den «Brechalöchern» besorgt worden sei. Das eine war im Unter- das andere im Oberdorf. Das waren ausgemauerte Gruben, etwa 3 m lang und 2 m breit. In diesen Brechgruben wurden Holzklötze, Reisig und dergleichen verbrannt. Ueber die Gruben waren Eisenstangen gelegt, auf denen Hanf oder Flachs zum Trocknen ausgebreitet wurde. Nebenan saßen die Frauen mit der Breche und arbeiteten. Kam ein Herr des Weges, so stand eine Brecherin auf, ging ihm entgegen unter ständigem Schütteln einer «Zettle» Flachs und sagte zu ihm: «Wir zettla dem Herra in Ehra, der mecht iis ebbis i d'Hampfla verehere.» Wohl oder übel mußte er eine Münze springen lassen.

Aus Aarwangen, im bernischen Oberaargau, schreibt Emanuel Friedli⁴, daß daselbst ein «Brächhüüsli» bestanden habe, in welchem ebenfalls durch ein Feuer der Hanf klingeldürr gemacht wurde.

Bei uns wurde bei schlechtem Wetter der Hanf bisweilen auf dem Ofen in der Stube rösch gemacht. A. Keller berichtete aus Rüdlingen: Das Trocknen des Hanfes war oft schwierig. Wenn er nicht rösch werden wollte, machte man

⁴ Friedli, Emanuel: Bärndütsch als Spiegel des bernischen Volkstums. Bd. VI, Aarwangen 1925.

eine «Taari». Es wurden Pfähle in den Boden geschlagen, Stangen und Stecken darüber gelegt, ein Feuer darunter angezündet und der Hanf so getrocknet.

Das Reiben

Nach dem Brechen flocht man das Werg (Wäärch, Wääch) zu Zöpfen, und diese brachte man in die Reibe oder Pläuelmühle, zum riibe oder bläule, um es weich zu machen. Wildberger erzählt, daß noch im 17. Jahrhundert dieses Weichmachen durch Schlagen mit einem Holzschlägel (Plüwel) erreicht worden sei. Später erfolgte es auf einer sogenannten Stampfmühle mit mehreren Plüweln (Bläueln), die durch ein Wasserrad getrieben wurde. So entstand das Wort bläule. An Stelle der Stampfmühle trat dann die Reibe (Riibi). Sie bestand aus einem runden Trog, in welchem in der Mitte eine starke Holzspindel stand. An derselben war ein Arm angebracht mit einer daran befestigten Steinwalze. Die Spindel wurde mechanisch angetrieben, so daß der Stein immer im Kreise herum lief. War er über das Wärch hinweggerollt, so wendete man dieses schnell, ehe der Stein wieder kam. Es galt recht flink und vorsichtig zu sein, sonst gab es gequetschte Finger. Aeltere Frauen schickten ihre Töchter und empfahlen ihnen, zu dieser Hantierung die Zöpfe um den Kopf zu schlingen, d. h. sie «aufzustürzen». Pletscher schildert den Mechanismus einer solchen Reibe, die meist einer Mühle angehängt war, eingehend. Ein Reibmahl habe immer die herbe Arbeit abgeschlossen. Zu diesem Geschäft taten sich stets mehrere Nachbarinnen zusammen, die ihr Eigentum durch besondere Bündel bezeichneten. — Als kleiner Bub habe ich beim Hüttenleben in Thayngen noch dem Reiben zugesehen.

Die Stadt Schaffhausen besaß vom Kloster Allerheiligen her in den Mühlen auch eine Reibe, welche als Lehen vergeben war. Die Lehensträger bewogen den Rat immer und immer wieder, er möge die Untertanen auf der Landschaft dazu verhalten, daß sie zum Reiben das Werg in die Stadt brachten. So heißt es in einem Mandat vom 11. August 1699: Also mandieren und gebieten Hoch-ehrengedacht Unsere Gnädigen Herren und Oberen männiglich dero angehörigen Landleuten und Untertanen, daß sie bei Oberkeitlicher Straf und Ungnad in trockenen Zeiten, wenn die Mühlen in den Dorfschaften wegen Wassermangel still stehen, ihre Früchte nicht in die Frömde, sondern in die allhiesigen Lehensmühlen, desgleichen den Hanf und das Werk (Werg) in allhiesige Walch zu rüsten und reiben tragen und führen lassen. Das Mandat wurde stetsfort neu publiziert. Immerhin gab der Rat am 11. September 1744 einer Frau, die das Lehen inne hatte, den Rat, «daß sie des Lohns halber die Landleute leidentlich traktieren solle, indem sie ohne dieses nicht würde mantenieret werden könne»⁵.

Nach Imthurn, Gemälde p. 70, gab es 1840 im Kanton 22 Hanfreiben.

⁵ Ratsprotokolle St. A. Schaffh.: 11. Aug. 1699, 1. Okt. 1708, 21. Aug. 1709, 4. Mai 1742, 11. Sept. 1744.

Das Schwingen und Hecheln

War das Werg lind gerieben, was durch Anfühlen festgestellt werden konnte, so folgte zu Hause das Schwingen nach. In Thayngen hielt man es über den Schwingstock und schlug mit einem hölzernen Schwert dem Stock entlang über die Fasern weg. So flogen die kleinen Aglen und anderer anhaftender Unrat auf den Boden. In Schleithelm wurde das Werg über eine offene Breche «geschlingget», was denselben Zweck verfolgte wie das «Schwingen».

Dann kam das Hecheln. Entweder besorgten dies die Hausfrauen selbst, oder es kam ein «Hächler» auf die Stör. Meist war es ein Seiler. Die Hechel (Hächle) bestand aus einem ellenlangen, sauber gearbeiteten Brett, das Spannenbreite hatte und nur in der Mitte etwas breiter war. Diese breitere Mitte war mit einem Kreise fingerlanger, die Spitze nach oben reckender eiserner Nägel besetzt. Der Kreis hatte den Durchmesser einer Kanne. Der äußere Nagelkreis zählte 50, der zweite 40, der dritte 30 Nägel usw. Sie standen nahe nebeneinander, so daß die Hechel etwa 150 Nägel hatte. Das geschwungene (geschlinggete) Werg wurde nun mehrmals durch diesen Nagelkreis gezogen und gerissen. Es war ein Kämmen. Hierbei wurden die guten, langen Fasern von den kurzen getrennt. Die schönen und langen Fasern nannte man «Riischte»⁶ und wurden dann gesponnen; das kurze Abwerg bildete den Kuder (Chuuder), aus dem man Schnüre, Hälsinge (Stricke) machte und den auch der Sturzer (Spengler) zum Dichtmachen von Rohrstücken benötigte. Man verwendete ihn ferner zum Verstopfen von Ritzen und Löchern und zum Abdichten von Stößeln und Güllenfücheln.

In Schleithelm nannte man die Riistenbündel «Töckli», in Rüdlingen «Tockete». Sechs «Schlick» gaben eine «Tockete». Das alte Wort «Toggebaabe» = Puppe der Kinder, hängt damit zusammen. Eine etwas dumme aber gutmütige Person wird in Schaffhausen auch Toggebaabe genannt.

Vom Hecheln stammt auch das Wort «durehächle», was so viel heißt wie schlecht und lieblos von jemand reden, also verlästern, heruntersetzen, bekritisieren und bisweilen sogar verleumden (Idi. II, 971). «D'Hand i d'Hächle schlaa» bedeutet so viel, wie sich weh tun (Schleith.).

Das Spinnen

Wenn im Winter eine weiße, leichte Decke über die Felder gebreitet war, und in der Scheune der Taktschlag des Dreschflegels ertönte, da machte die Mutter das Spinnrad bereit. Obergerichtspräsident Dr. Eugen Müller, der seine Jugendzeit auf dem Lande im benachbarten Unterschlatt verlebte,

⁶ Um das Tafernenrecht in Wilchingen zu ergattern, hat die «Stubenurschel» den Ratsherren in Schaffhausen Spanferkel, Lämmlein oder Fische verehrt, den Frauen Reisten und damit ihr Ziel erreicht, über die Gemeinde aber viel Leid gebracht. Wildberger, W.: Der Wilchingerhandel 1717—1729, p. 8.

schrieb wenige Tage vor seinem Tode: «O, wie manche alte Frau sah ich noch spinnen! Das hatte doch einen andern und besseren Nutzeffekt, als wenn ein Politiker ‚spinn‘. Es gibt wohl keine so beruhigende poetische Tätigkeit als die eines alten Mütterchens am Spinnrad.» — Auch ich kann mich noch recht wohl erinnern an die Tage, da Großmutter und Mutter in der Stube gesponnen haben. Am Spinnrad gefiel uns Buben am besten das «Bättlerbüebli», hingegen fürchteten wir uns etwas vor dem «Chunkelhopt». Das hatte folgenden Grund: Wenn nämlich die Großmutter aus diesem oder jenem Grunde ihre Tätigkeit unterbrechen mußte und die Stube verließ, konnten wir es nicht unterlassen, das Spinnen auch zu versuchen. Wenn dann eine «rechte» Verwicklung angeordnet worden war und die Spinnerin wieder kam, so hob sie drohend das «Chunkelhopt» ab und sprach: «I hau eu eis uff d’Niß.»

Jede Braut bekam zur Aussteuer ein Spinnrädlein, das vom Drechsler (Treijer) kunstvoll angefertigt worden war. Auf diesem oder jenem Estrich auf dem Lande fristet es heute noch ein unrühmliches Dasein.

Es gab Frauen und Töchter, welche einen feinen und gleichmäßigen Faden spannen, aber auch andere, die es weniger genau nahmen, und die man deshalb eine «rächti Pfludere» oder «Pfuscheri» nannte. Es war ein großes Lob für eine Frau, wenn der Weber das Garn loben konnte, und sie eine tüchtige Spinnerin hieß.

Die Nacht des Andreastages vom 30. November auf den 1. Dezember feierte man da und dort als «Durchspinn-Nacht», in welcher von abends bis morgens gesponnen wurde. Bertha Hallauer erzählt: Es war Brauch, daß eine Braut ihrem Bräutigam das Hochzeitshemd selbst spann und nähte. Wenn es ihr nun gelang, in die dazu erforderliche Leinwand einige Spulen Garn einweben zu lassen, das von ihr in der Durchspinn-Nacht gesponnen worden war, so konnte sie mit Bestimmtheit auf eine glückliche Ehe und großem Reichtum hoffen. Riß dagegen einer Braut in der verhängnisvollen Nacht der Faden 7 mal hintereinander, so war der Verlobte untreu, und eine Heirat kam nicht zustande. Wenn es aber eine Spinnerin, die den Verlust des Geliebten beklagte, fertig brachte, in der erwähnten Nacht eine Stunde vor und eine solche nach Mitternacht zu spinnen, ohne ein Wort zu sprechen, und ohne daß ihr der Faden ein einziges Mal riß, so durfte sie gewiß sein, daß nach Ablauf dieser Zeit der Ungetreue an den Laden klopfte und reumütig um Einlaß bat. Davon mag auch die Sitte herrühren, daß in der Durchspinn-Nacht die jungen Burschen erst eine Stunde nach Mitternacht in die Spinnstube traten, um den Mädchen die Zeit mit Scherzen und Spässen zu verkürzen. Sie wurden dann mit Birnbrot, Nüssen und Most bewirtet. Leintücher und Kissenüberzüge von Leinwand, die in dieser Nacht gesponnen worden waren, besaßen heilkräftige Wirkung, hielten Fieber und Krankheiten fern, und so war es zu verstehen, daß man sich die Wunderkräfte dieser Nacht so viel als möglich zunutze machte.

Ans Spinnen erinnern einige Ausdrücke im täglichen Leben, z. B. «Er hät vil Wärch a d’r Chunkle», was im positivem Sinne bedeutet, daß er viele und be-

schwerliche Arbeit zu leisten hat, im negativen aber auch, daß er allerlei auf dem Kerbholz habe. Der Ausdruck: «Us Chuuder chaascht nid Linigs spinne» (Rüdl.) entspricht ungefähr der Redensart: «Wenn's nid am Holz ischt giit's kei Pfiife.» Das Wort spinnen hat in neuerer Zeit eine Nebenbedeutung erhalten, nämlich diejenige von spintisieren, phantasieren, nicht recht im Kopfe sein. Sagt man von einem: «Er ischt en Spinner», so meint man, er ist ein abnormaler Mensch.

D a s W e b e n

Beim Spinnen ist also die Reiste zu Garn gemacht worden. Von den «Läärli» des Spinnrades wird dieses Garn abgehaspelt zu sogenannten Garnstrangen. Diese brüht man (Garnwösch), damit die Starrheit verschwindet, und hernach, wenn das Garn wieder trocken geworden ist, wird es neuerdings abgehaspelt, aber auf größere, etwa 20 cm lange «Lären» (Bombinen). Nun erst kann der Weber in Funktion treten.

Sein Webstuhl befand sich gewöhnlich im Erdgeschoß, im sogenannten «Webgaden», und war eine starke und ziemlich große Vorrichtung. Bevor das Garn am Webstuhl aufgewunden werden konnte, wurde «umgelegt» und zwar in der Wohnstube des Webers. E. Stoll-Schöttli, der Sohn eines Webers in Osterfingen, erzählt: Zwei Holzpfosten, die mit je 10 Holznägeln versehen waren, wurden aufgestellt, um das Garn darauf aufzuziehen. Der Weber schätzte zuerst, wie viel Lot es sein möchten. Ein Weberlot entsprach 7 Pfund oder 20 Ellen Länge. So konnte er die Welle des Tuches ziemlich genau berechnen, ob es dann anderthalb Ellen oder zwei Ellen breit werden mußte. Für das Umlegen bekam der Weber einen Laib Brot und eine Maaß Wein.

Beim «Anwinden» am Webstuhl mußten immer 2 Männer behilflich sein. Der Weber ließ das Garn durch einen Rechen auf den Windbaum laufen, damit er beim Weben kein Durcheinander erhielt. Im Webstuhl selbst war ein kleiner Rest von der letzten Tuchwelle belassen worden, um so den Faden der neu aufgewundenen andrehen zu können. Jeder einzelne Faden des neuen Garnes mußte an einem restlichen angedreht werden. Es dauerte gewöhnlich einen halben Tag.

Bevor mit Weben begonnen werden konnte, wurde das Garn noch «geschlichtet», damit es besser «durch das Blatt laufe». Die «Schlichti» war ein Brei, aus Roggenmehl zubereitet, der mit zwei langen Bürsten gut auf das Garn aufgetragen wurde. Um dasselbe wieder zu trocknen, fuhr man mit einer Pfanne voll glühender Holzkohlen darunter hin und her. Für den «Einschlag» nahm man gewöhnlich vom gleichen Garn, wie das der angedrehten Welle. Für feineres Tuch wurde aber auch noch Baumwolle, sogenanntes «Wassergarn» verwendet, mitunter sogar farbiges Garn für «Chölsch», d. h. für gestreifte Schürzen, Tischtücher, Bettanzüge usw. Leinen für Leintücher und Hemden wob man in einer Breite von zwei Ellen. War das Garn gut und sauber gesponnen, so konnte ein fleißiger Weber bis 12 Ellen weben im Tag.

Der Weblohn betrug in Beggingen vor 1900 20—25 Rappen für die Elle fertiges Tuch. In Schleithelm hatte sich 1702 zwischen den Webern und der Gemeinde ein Streit erhoben. Die Bürger klagten, die Weber hätten einen Ring gebildet und den Weberlohn erhöht. Der Obervogt solle sie anhalten, mit dem seit undenklichen Zeiten gleichgebliebenen Lohn sich zu begnügen. Die Weber machten geltend, bei dem zärteren Garn, das von den neu eingeführten Spinnrädern geliefert werde (vorher war mit dem Wirtel gesponnen worden), brauche man mehr Zeit zum Weben einer Elle und sie fänden beim alten Lohn ihr Auskommen nicht mehr. Der obrigkeitliche Spruch lautete dahin, die Weber seien berechtigt, in Fällen, wo das Weben mehr Mühe mache als früher, den Lohn gebührend zu erhöhen. Im übrigen aber sollten sie wie bisher nur 2 Kreuzer für die Elle verlangen dürfen⁷.

Gewöhnlich lieferte der Weber das Tuch auf Ende Woche ab, um dann am Sonntag zum Mittagessen eingeladen zu werden. Albert Bächtold erzählt im Hannili Peter: «Waaß no guet, wän is amed de Ellewäber em Samschtig es Gwobe proocht hät, hät men uff de Sunntig zom Zmittag iiglade und ewängili öppis Bessers gchochet weder suß. Dänn wä mer amed gha händ und wele abfische, hät er gsaat: Lönd's no schtoo, es goot mihee non e Mümpfli.» — Von ihrem Weber erzählten die Dörflinger, er hätte vor dem Schmause jeweilen einige Tage gefastet und sei dann beim Essen regelrecht zum Schwitzen gekommen. Der Osterfinger Weber wob auch ins Badische. Dort habe es es «eine währschafte Späcksuppe, Schungge, Händöpfel und Suurchruut» gegeben.

Die Leinenweberei ist in Schaffhausen sehr alt⁸. In den Notariatsregistern 1252 in Genua wird eine beträchtliche Menge Leinwand von Schaffhausen (telle de Jafusa) erwähnt, um nach Syrien ausgeführt zu werden, und 1253 wird wieder «telle Canfuxie» zusammen mit Leinwand aus der Champagne in Genua ausgeführt. Man darf annehmen, daß Schaffhausen um die Mitte des 13. Jahrhunderts Anteil hatte an der großen Leinwandindustrie des Bodenseegebietes, wofür Konstanz die führende Stadt war. Es muß eine Leinwandsorte gegeben haben, die den Namen vom Herkunftsort Schaffhausen führte. Es ist möglich, daß in Schaffhausen selbst diese Leinwand hergestellt wurde. Es kann aber auch sein, daß nur die Veredlung und der Vertrieb der Leinwand in Schaffhausen erfolgte, während sich die eigentliche Herstellung in den Dorfschaften eines mehr oder weniger weiten Umkreises vollzog. Aus Schaffhausen selbst weiß man nichts Sicheres. Es wird im Jahre 1253 lediglich eine Webergasse erwähnt, aber sonst schwebt aus jener Zeit alles im Dunkeln.

Nach dem Handwerkerverzeichnis von 1766 gab es unter 770 Professionisten nur 5 Leineweber. (Die Geschichte der Schaffhauser Weberzunft ist noch nicht geschrieben.) Auf der Landschaft hingegen gab es viele Leineweber, in Beggingen z. B. 1718: 24, 1805: 24 und 1838: 29 Weber. Es wurde allerdings auch

⁷ Wanner, Ch. u. Wanner, H.: Geschichte von Schleithelm, 1932, p. 296.

⁸ Ammann, Hektor: Schaffhauser Wirtschaft im Mittelalter. (Schaffh. Beiträge zur vaterländischen Geschichte, 25. Heft 1948, p. 38—41.)

Seide gewoben. Die älteste Ordnung der Weberinnung daselbst datiert aus dem Jahre 1718. Im Gemeindearchiv Hallau⁹ findet sich ein Protokollbuch der Leineweberzunft mit Einträgen von 1678—1849. In den Jahren 1645—1779 sind in Hallau 178 Lehrlinge aufgedingt und 159 ledig gesprochen worden. Kein Meister durfte mehr als 4 Stühle haben. Nach Imthurn, Gemälde p. 68, gab es im Dörfchen Barzheim 1840 über 20 Weber. In meiner Heimatgemeinde Thayngen übten um 1900 noch 4 Leineweber ihr Handwerk aus: Im Oberbild der charaktervolle Weber Buchter, im Gatter der ungemein fleißige Weber Bernet, in der Leiblose Liineweber Stamm, ein ehemaliger Neapolitaner, der daselbst allerlei gelernt hatte, was nicht zum Handwerk gehörte, und im Oberhof der «Taudeliweber» Stamm, ein etwas leichter Junggeselle.

Wie viele andere Handwerker früherer Zeit ist auch das Handwerk des Leinwebers erloschen. Wird da und dort noch ein wenig Flachs oder Hanf angebaut, so schickt man sie zur Verarbeitung in eine Fabrik nach Rüderswil (Emmental). Der Sprechreim: De Weber henkt si Hemp an Webgadeladenagel abe (Thay.), ist den Jungen nicht mehr bekannt.

Das Bleichen des Tuches

Das rohe Tuch ist von grau-beiger Farbe. Die Leinwand soll aber rein weiß werden. Das erreicht man durch die Bleichi, Bleiki, Blaachi. Die Balle Tuch wird in Stücke von 10 Ellen zerschnitten, und diese breitet man im Garten auf dem taunassen Rasen aus. Nun beginnt die Sonne ihre bleichende Wirksamkeit. Ueber Mittag besprengt man mit dem «Sprützchrueg» (Gießkanne) die Leinwand, und nach und nach wird sie weiß. Durch das «Seechten», d. h. durch Waschen mit Aschenlauge, wird der Prozeß gefördert. Das Wort seechten hängt zusammen mit seihen, sieben. Die Holzasche, welche mit heißem Wasser begossen worden war, siebt man nämlich durch ein Tuch, so daß man eine reine Lauge erhält. In den westlichen Teilen der Schweiz bedeutet «buuchen» dasselbe wie «seechten» (Idi. VII, 242).

Das Bleichen war auch ein regelrechtes Gewerbe. So besaß Schaffhausen eine Lehenbleiche, die einst vom Kloster Allerheiligen eingerichtet worden war. Das Kloster Paradies hatte eine solche in Kundolfingen, und oberhalb von Stein am Rhein gab es ebenfalls eine Bleiche. Der Hof, nahe an der Landesgrenze, wird heute noch «Blaachi» genannt.

In Schaffhausen war mit der Bleiche eine Walke verbunden. In der Walke wurde das rohe Tuch entweder mit den Füßen oder mit einem Stampfwerk in einer Flüssigkeit, welche Seife und Walkererde enthielt, gereinigt, bevor es in die Bleiche kam. Schon im «Richtebrief» vom Ende des 13. Jahrhunderts ist die Schaffhauser Walke erwähnt. Wahrscheinlich wurde sie in den Mühlenen in der Zeit eingerichtet, als in Schaffhausen, wie oben erwähnt, die Leinenweberei in

⁹ Singer, H.: Kulturhist. Entwicklung von Handwerk und Gewerbe auf der Landschaft, 1934.

Blüte stand. Die Bleiche befand sich auf dem Areal, wo heute Kantonsspital und Bahnhof stehen. In Stein am Rhein geht aus den Pfarrbüchern hervor, daß von Kaspar Fallenberg (wohl identisch mit Kaspar Büel auf Fallenberg) Hans Büel (1562—1640), «de alt Bleiker» abstammt. Seine Nachkommen waren Bleicher bis und mit Hans Georg Büel, der 1797 gestorben ist¹⁰.

Um die städtische Bleiche, die als Erblehen vergeben war, vor Konkurrenz zu schützen, erließ der Rat wiederholt Mandate, so am 21. März 1732, womit er «die Gebrauchung anderer als dero hiesigen Bleichin bei 20 Gulden Straf verbot»¹¹.

Das Ratsprotokoll vom 8. Mai 1744 meldet ferner: «Was die durch hiesige Stadt nach Feuerthalen liefernde Tücher betrifft, so bleibt zwar denen Schwaben, welche ihre eigenen Tücher hinübertragen oder führen, solches ohnverwehrt, weilen aber einige Würt, Weinschenken und andere Bürger zum Schaden unserer Lehenbleichin solch frömdes Tuch bei sich niederzulegen gestatten, auch frömde Weibspersonen sofan Schwabentücher hin und wieder in den Dorfschaften einzusammeln und auf Fuhren hieher zu liefern sich erfrechen, als solle den hiesigen Würten und anderen betreffenden Burgeren durch oberkeitliche Bediente der ernstliche Befehl insiniert werden, daß sie solche Tuchniederlag bei sich nimmermehr gestatten bei erwartender Straf und Ungnad»¹².

Darauf beschwerte sich die Aebtissin des Klosters Paradies, weil ihrem Lehensmann Felix Zulauf, Bleicher in Gundolfingen (Kundolfingen), das Bleichen von Leinwandtüchern, welche die Schwaben durch hiesige Stadt nach Gundolfingen schicken wollen, vorenthalten werde. Der Rat entschied am 6. Juni 1746, daß Einsammlung und Hinüberführung der Tücher nicht gelitten, gleichwohl aber der hiesigen Lehenbleichin alle Moderation und Vorsicht angeraten werde.

Weil 1748 im Hegöw und Stühlingischen verboten worden war, Holzasche außer Landes zu führen, befahl der Rat am 12. Februar den Obervögten von Schleithelm, Merishausen und Rejet ebenfalls, es seien fremde Aufkäufer von Asche wegzuweisen.

Holzherr Christoph Jetzler¹³ war auf die Schaffhauser Bleiche gar nicht gut zu sprechen. In scharfer Weise tadelt er 1770 ihren großen Holzverbrauch. Er schreibt: «Die Bleiche bezieht jährlich aus den städtischen Waldungen 30—40 buchene und 40 aspene Klaffer und bezahlt dafür dem Seckelamt nur 6 Gulden 40 Kreuzer. Bleikt man deswegen einem Bürger wohlfeiler als auf einer fremden Bleike: Bleike und Walch zahlen dem Seckelamt jährlich nur 34 Gulden, während die Wiesen allein einen Betrag von 100 Gulden abwerfen würden usw.»

¹⁰ Freundliche Mitteilung von Dr. O. Stiefel, Schaffhausen.

¹¹ Mandatenbuch 1721—1734, p. 279.

¹² Ratsprotokoll vom 21. März 1732, und 8. Mai 1744, sowie Mandate vom 15. März 1737, 8. Mai 1744 und 4. März 1776.

¹³ Siehe § 40 der Freyen Gedanken, veröffentlicht 1948 von G. Kummer in Nr. 1 der Quellen zur Schaffh. Forstgeschichte.

Das Färben

Der zu Kleidern bestimmte Leinenstoff wanderte in die «Farb» (Färberei), wo er braun, schwarz oder grün gefärbt wurde. Die braun gefärbten Zwilchen dienten zu Mannskleidern, etwas feineres Tuch wurde schwarz gefärbt und fand Verwendung zu Frauenröcken (Juppen). Solche Färbereien gab es zu Stadt und zu Land. Imthurn (Gemälde, 1840), schreibt, daß unter den zahlreichen Färbereien besonders die von Schlatter und Pfister in Schaffhausen und diejenige von Ziegler in Hofen sich hervorgetan hätten. In Neunkirch bestand ebenfalls eine bekannte Färberei, die der Familie Schärrier gehörte. Das große Haus in der Nähe des Bahnhofes heißt heute noch «zur Farb». In der Wanggasse Thayngen besaß mein Urgroßvater mütterlicherseits, Martin Stamm, auch eine «Farb». Sein Sohn, der Franz hieß, wurde «Färberfranz» genannt, und dessen Nachkommen (heute in der 4. Generation), die den Vornamen Franz führen, besitzen bei der eingesessenen Bevölkerung immer noch den gleichen Zunamen, trotzdem die Farb schon seit ungefähr 80 Jahren eingegangen ist. Etwas länger bestand die Mange. Mit jeder «Farb» war nämlich eine Mange verbunden, in welcher gefärbte und ungefärbte Stoffe zwischen 2 Holzwalzen «g'manget», d. h. gestreckt und geglättet wurden.

Wie beim Reiben und Bleichen, so waren auch beim Färben die Schaffhauser Zunftbürger ängstlich bedacht, zu verhüten, daß ihnen ja nichts entging. Daher erließ der Rat «auf geziemend angelegentliches Bitten des Herrn Großrat Joh. Otten und Herrn Urteilssprecher Hans Conrad Pfisters im Namen des ehrsamten Handwerks der Färwerer wider Gebrauchung frömder Färwinen in der Herrschaft Neunkirch und nach Schleithem und Beggingen» am 8. Mai 1739 ein Mandat, daß «die Untertanen ihre zu färben habenden Tücher nicht außer hiesiger Botmäßigkeit tragen oder schicken dürfen, sondern daß sie für ihre zu färwen habenden Sachen sich einzig und allein der allhiesigen Färwinen bedienen sollen». Dem ehrsamten Handwerk wird aber doch empfohlen, «den Preis auf einen rasonablen und leidenlichen Fuß zu setzen»¹⁴.

Waren die Leinenstoffe vollständig zubereitet, so verschloß sie die Bäuerin wohlgefällig im Schrein, bis für die Töchter Aussteuern fällig wurden. Es bedeutete für jede Braut eine Ehre, einen tüchtigen Vorrat an «Linigem» in den neuen Haushalt mitbringen zu können. Natürlich brauchte man Leinen überdies für die nötige Tisch- und Bettwäsche. Diese Stoffe hielten ein Lebensalter. Die Männer trugen schön weiße «riisteni Hemper», während die Frauen die feineren flächsenen bevorzugten.

Selbst die Dienstboten wurden bedacht. Eine Magd bezog nach A. Pletscher als Jahreslohn: 10 Ellen Zwilch, 10 Ellen Leinen, 10 Gulden Geld und Beschuhung. Auf der ganzen Linie hieß es: Selbst gesponnen, selbst gemacht, ist die rechte Bauerntracht!

¹⁴ Ratsprotokolle Bd. 196, p. 713. Das Mandat wurde in den Jahren 1742, 1744, 1745, 1751, 1753 wiederum zu publizieren erkannt.

Der Tuchhandel

Wie bei Korn und Wein die Untertanen wohl produzieren durften, der Handel aber, bei dem mehr zu verdienen war, den Städtern vorbehalten blieb, so war es auch beim Tuch. Am 30. Januar 1747 beschloß der Rat «auf angebrachte Klag der Herren Großräte Heinrich Rauschenbach, Joh. Jak. Oschwalden und Hptm. Oschwalden, als Ausschüssen derer mit Zwilchen handelnden Herren Kaufleute, wasgestalten unsere Landleut, sonderheitlich die von Unterhallau, ihren Zwilchen und Tuch zum großen Nachteil der Kaufmannschaft, teils in den Dörferen an Fremde verkaufen, teils an fremde Ort hintragen und führen lassen, so daß fast nichts in die Stadt gebracht werde, ein Mandat auf die Landschaft zu publizieren». Sie sollen «frömden Fürkäufleren kein Tuch käuflich hingeben, noch viel weniger, weder heimlich noch öffentlich, hintragen oder führen, sondern hieher in die Stadt auf den Marktplatz bringen, alles bei Straf 4 Mark Silbers»¹⁵.

Weil aber in Zürich für Leinwand bessere Preise bezahlt wurden als in Schaffhausen, trugen die Weber der Landschaft dennoch ihr Tuch per Hutte nach Zürich, besonders aus dem Klettgau. Der Neunkircher Landvogt ließ darum 1764 bei der Stutzmühle im Wangental hinter Osterfingen Wachen aufstellen. Eine Hallauerin kam 1766 deswegen ins Schellenwerk in Schaffhausen¹⁶.

Das gehörte also auch zur guten alten Zeit. Doch jenseits des Rheines war es nicht anders, sagt doch Heinrich Zschokke in seiner «Selbstschau», die Bevölkerung des ganzen Kantons Zürich hätte vor dem Untergang der alten Eidgenossenschaft zur Bereicherung von etwa 1500 städtischen Haushaltungen dienen müssen¹⁷.

Sage, Aberglauben und Sprüche

Die Sage vom Hammerbachtier in Hallau

En aarmi Frau hät emol e Garnwösch ghaa. Om Mitternacht isch si zomm Hammerbronne gange ond hät welle da Garn schwänke. Do siet si aber, da 's chlii Bronnetrögli scho vonere frönde Frau bsetzt gsi ischt. Die macht ere aber, wo si di ander früntli grüefst hät, sofort Platz. Jo, si hät ere sogar gholfe 's Garn ufzewäsche. Da ischt eso gleitig gange, da si füüfmol mee g'richt hät. Wo si fertig gsi sind, häts ere no glupft, chlopfet ere uf d'Achsle ond winkt ere früntli Abschid. Am Morge häts die Frau irene Noochbere verzellt, wie si die Nacht

¹⁵ Ratsprotokoll Bd. 204, p. 334 und Mandatenbuch 1735—1753, p. 240.

¹⁶ Meyer: Heimatkunde und Geschichte von Hallau, 1938, p. 152.

¹⁷ Zschokke, Heinrich: Eine Selbstschau. Bearbeitet von Gertrud Spörri, 1939.

so Gfell ghaa, ond uuverhofft e Wöscheri übercho hei. Aani vo dene Noochbere, di giizig Elsbeth, hät sich da hinders Öörli gschriben ond hät denkt, si chönn sich doo 'ne Wöscheri erspare. Schnell hät si au e Garnseechti iiglaa ond ischt z'Nacht em Zwölfi mitere biigete Gelte voll Garn zom Bronne gloffe. Die frönd Frau ischt wider dört gsii, ond d'Elsbeth hät si scho gfreut, da si zor rechte Ziit cho ischt. Aber ooni die Frau z'grüesse, hät si ire Garn nebed 's Bronnetrögli aiplätscht, da beid über ond über vollgsprützt worde sind. Di ander saat ka Wort, hät ere aber nid grad dr früntlichscht Blick zuegeworfe. Wo si dr Elsbeth kan Platz macht, au zom Bronne here z'choo, fangt die aa schimpfe, öb si öpme glaubi, si well do ufje no verfrüüre. Denn hät si si welle uf d'Siite schupfe. Die aber nid fuul, nemmt en nasse Garnwüsch ond schloot en dr Elsbeth links ond rechts oms Muul omme, daß' no so pätscht hät. Die fangt aa hüüle ond rennt haa, ihren Maa go hole. Wo dä aber chonnt, ischt ka fröndi Frau mee omdweg gsii. Aber 's Garn händ si müese am ganze Hammerbach noo zämelese. Am andere Tag händs d'Wiiber scho am Morge früe enand zuetuschlet, 's Hammerbachtier hei dr riiche Elsbeth en Spuk tribe. (Meyer, l. c. p. 376/77.)

*

Kröpfe werden vertrieben, wenn man im Sondersiechenhaus auf der Steig (Schaffhausen) ein daselbst von einem Armen gewebtes Band von rohem Garne um Gottes Willen erbittet, ohne dafür zu danken, es dreimal um den Hals windet und nicht mehr ablöst, bis es am Halse zerschleißt. (Der Unoht: E. Meyer 1864.)

*

Warzen werden vertrieben, wenn man in ein ebensolches Band (von rohem Garne) soviel Knöpfe knüpft, als Warzen sind, das Band unter die Dachtraufe vergräbt oder es auf die Straße wirft, in welchem Fall derjenige die Warzen bekommt, der das Band aufhebt. (Ebenda, Schaffh. 1864.)

*

Wer die Hand verstaucht, der binde eine rauhe Schnur darum (Merishausen, 1864, Unoht p. 189). Wer eine Hand «verstreckt» hat, der binde eine rauhe Schnur darum (Thayngen 1900, G. Kummer). Wer die Hand verstaucht hat, hole um Gottes willen und unbeschrien im Armenhaus auf der Steig eine rauhe Schnur (ein fingerbreites Band von ungebleichtem Garne gewebt) und binde sie um die Hand. (Unoht 1814.)

*

Gegen Husten und Heiserkeit sollt man in Rüdlingen rohes, ungebrauchtes Unterbandgarn in Milch und trank diese Milch. (A. Keller.)

*

Wenn man am Samstagabend nach Vesper spinnt, so klopft ein Gespenst ans Fenster und ruft mit hohler Stimme: «Steck uff, alt Wiib, oder i nimm d'r Seel und Liib!» (Unoht 1864.)

*

In der längsten Nacht, der Durchspinn-Nacht, muß die Kunkel abgesponnen werden, sonst gerät das Werg in Unordnung. (Unoht 1864.)

*

Während der Weihnachtsfeiertage sollen alle Spinnräder bei Seite gestellt werden. Wer in diesen Tagen ein Spinnrad zu Gesicht bekommt, sieht das ganze Jahr hindurch alle Ottern und Blindschleichen (Merishausen). (Unoht 1864).

*

Waren in Lohn in einem Flachsfeld die Stengel in $\frac{2}{3}$ der Höhe abgebissen, so sagten die alten Frauen geheimnisvoll: «'s Tier ischt im Flachs gsii», und meinten damit, es sei ein Hexen- oder Teufelsspuk am Werke gewesen. (Reallehrer Joh. Ehrat, 1925.)

*

Fürio! de Rhii brennt, lösched en mit Chuuder! (Schaffh.)

*

's eerscht Gält, wo de Puur überchunnt, isch vo dr Riischte, 's zweit vo de Bohne und 's dritt vom Wii. (Alter Spruch in Hallau, mitgeteilt von Reg.-Rat J. Schlatter, 1930.)

*

De Hauß wot bin Lüüte sii (Rüdlingen, d. h. der Hanf wird in der Nähe des Dorfes gepflanzt).

*

's Hächle b'sorget de Hächler, aber 's Verhächle d'Wiiber. (Rüdl.)

*

Gimmer au vo dim Hampf! (Soldatensprache, Hanf = Brot.)

*

Hanföl, mit Bienenwachs gemischt, heilt Wunden. (Beggingen.)